

Beilage der „Neuen Freien Presse“

Vendetta.

Novelle von Paul Heyse.

(Schluß.)

„Daß uns hineingehen, Orjola,“ sagte diese. „Ich habe mit dir zu reden. Giovannino darf mitkommen.“ Sie faßte das Händchen des Kleinen und hielt ihn neben sich, auch als sie drinnen auf dem harten Strohsessel am Tisch Platz genommen hatte. Orjola blieb stehen, obwohl die Gräfin sie zum Sitzen einlud. Die Besucherin sah sich in dem ärmlich ausgestatteten Zimmer um, es wurde ihr offenbar schwer, den Anfang ihrer Rede zu finden. Dann, hastig die Worte hervorbringend, wie wenn sie sich eines eingelernten Spruches entledigte:

„Ich komme im Auftrage meines Mannes. Er hat gestern zum erstenmal deinen Knaben gesehen, wie er mit anderen Kindern im Walde spielte. Sein Gesicht hat ihm gefallen und die Art, wie er sich betrug. Er dachte, daß er zu einem erfreulichen Manne heranwachsen könnte, wenn er eine gute Erziehung erhielte. Die möchte er ihm angeeignen lassen und dir damit einen Dienst erweisen, da du noch für die drei Mädchen zu sorgen hast. Und — weil wir selbst keine Kinder haben — (ihre Stimme zitterte, sie machte eine Pause, sich zu fassen), kurz, wenn der Knabe hält, was er verspricht, will der Graf ihn adoptieren, und dereinst nach unserem Tode soll er unser Erbe sein. Was sagst du zu diesem Beschluß, Orjola?“

Statt nur ein Wort zu erwidern, brach die arme Frau in ein heftiges Weinen aus, zog die Schürze vor die Augen und taumelte auf die Bank am Fenster.

Sogleich machte sich der Kleine von der Gräfin los, die ihren Arm um ihn gelegt hatte, lief zu der Mutter hin und rief, beständig ihren Kopf streichelnd: „Nicht weinen, Mamma, nicht weinen!“

Auch Gräfin Teresa stand auf und ging zu der fassungslos Schluchzenden.

„Ich fühle mit dir,“ sagte sie, „wie schwer es dir wird, auf unseren Vorschlag einzugehen. Ich sehe, wie auch das Kind an dir hängt, da er ein seines Gemüt hat und du ihm viel Liebe erwiesen. Doch wenn du ruhiger geworden, wirst du einsehen, daß es zu seinem Glück ist und du es ihm schuldig bist, dem nicht zu widerstreben. Und du sollst ihn ja nicht ganz verlieren.“

So oft das Herz dich treibt, will ich ihn die schicken, wenn du selbst es nicht über dich gewinnst, ihn broben anzujuchen, und damit auch er die Trennung leichter erträgt, sollst du ihm die Rosa mitgeben, die, solange er noch klein ist, für ihn sorgen soll, wie er's gewohnt ist. Siehst du die Sache nun in besserem Licht, liebe Orjola?“

Die Weinende ließ die Schürze sinken, trocknete ihre überfließenden Augen und stand auf.

„Bergebt mir, gnädige Gräfin,“ stammelte sie, ich bin nur eine dumme Person und das Kind ist mein Herzblatt. Aber es gehört mir ja nur halb, und wenn der es fordert, der das volle Recht an ihm hat, muß ich es hergeben. Wollt es nur nicht gleich mit Euch nehmen. Ich muß erst seine kleinen Siebensachen zusammensuchen, ihm Schuh' anziehen und seine Sonntagskleider und mich sattküssen an seinem lieben Gesichtchen. Abends soll die Rosa ihn dann zu Euch hinaufbringen, und wenn Ihr auch die behalten wollt — o, barmherziger Gott, es muß wohl sein, aber wie soll ich es überleben!“

Als dies sich zutrug, war's Hochsommer gewesen. Noch ehe es Herbst wurde, hatten sich alle Beteiligten in die neue Lebensordnung gefunden, und selbst die Trauer der Orjola war zu einer stillen Wehmüt geworden, da ihr der Kleine, an dem ihr Herz hing, wöchentlich einmal von Rosa gebracht wurde und seine Mamma immer noch zärtlich umarmte. Ihn droben im Schloßchen aufzusuchen, konnte sie sich nicht überwinden.

Auch die Dorfleute sahen das Ereignis als etwas ganz Natürliches an, das von jeher nicht anders hätte sein können.

Daß es mit der Geburt des Giovannino nach der Chronologie nicht seine Nichtaktheit hatte, wenn er für den Sohn des Battista Brusco gelten sollte, stand fest. Man glaubte aber, die Orjola habe sich einem Maler ergeben, einem Freunde des Grafen, der diesen einmal besucht hatte, um eine Woche auf dem Schloßchen zu verweilen. Da hatte er die schöne Frau vor ihrem Häuschen getroffen und von ihr verlangt, eine Skizze von ihr zu malen, nur auf offener Straße, unter großem Zulauf der Dorfleute. Hernach aber habe er sie auch heimlich in ihrer Kammer aufgesucht. Den Grafen selbst hatte niemand im Verdacht, da man wußte, daß er seine Frau vergötterte und nie dabei betroffen worden, auch mit dem schönsten

Dorfmädchen sich auf ein far all' amoro einzulassen. Da nun alles Kopfzerbrechen kein Ergebnis hatte, war das Gerücht endlich still geworden und man begnügte sich, ohne Anzüglichkeit von dem Schönen der Orjola als vom Contino zu sprechen.

Nun ging es schon auf den Winter, der sich ungewöhnlich früh einstellte. Die Abende wurden länger und die Kinder zeitlich zu Bett geschickt, da sie bei der trüben Beleuchtung durch eine schlechte Lampe nicht viel mit sich anzufangen wußten. Nur Orjola saß noch auf, um Kleider ihrer beiden Mädchen auszubessern, horchte in den Regengwind hinaus, der an die Scheiben der kleinen Fenster klickte, und seufzte bei dem Gedanken, wie ihr Giovannino jetzt in seinem Bettchen liegen mochte und daß es ihr nicht vergönnt war, ihn zur Gutenacht zu küssen und das Kreuz über ihn zu machen.

Da schraf sie zusammen, als sie dreimal an die Haustür pochen hörte:

„Wer ist da?“ rief sie zitternd, denn ein Besuch zu dieser Stunde war unerhört.

„Ich bin's, mach auf!“ wurde von einer tiefen Stimme geantwortet. War's möglich? Ihr Mann, von dem sie vier Jahre nichts vernommen hatte, den alle für tot oder übers Meer geflüchtet glaubten? Oder war's sein Geist, der sie heimsuchte?

Mit wankenden Knien schlich sie nach der Tür. Als sie aber den Niegel zurückgeschoben hatte und der Mann eintrat, schien er ihr ein Fremder. Er hatte seinen Mantel umgeschlagen, den Kragen hoch herausgezogen, aus dem ein braunes glattes Gesicht sie anstarrte, da Battistas Wangen doch von einem schwarzen Bartgestrüpp überwuchert waren. Erst als er den vom Regen schweren Mantel von sich warf und ihr die Hand entgegenstreckte, wußte sie, daß es ihr Battista in Fleisch und Bein war, und die plötzliche Erscheinung überwältigte sie so stark, daß sie gegen den Tisch zurücktaumelte und hingesenken wäre, wenn er sie mit seinem starken Arm nicht aufgefangen hätte.

„Ja, da bin ich, Frau,“ sagte er. „Du brauchst nicht zu erschrecken, ich komme im guten, und ich denke, wir bleiben nun zusammen, wenn auch nicht hier. Komm, setz dich und laß dich einmal anschauen!“

Er führte sie zu einem Sessel, nahm die kleine Delampe vom Tisch und hob sie gegen ihr Gesicht. „Armes Weib!“ sagte er, „man sieht dir die vier einsamen Jahre an, aber du kannst nichts dafür, und auch ich bin nicht

Literaturblatt.

Berta v. Suttner.

Von Hermann Vahr.

Im Berliner Deutschen Theater wurde vor kurzem ein Stück gespielt, „Offiziere“ von einem jungen Dichter, Herrn Fritz v. Urruh¹⁾, das, technisch nicht sehr geschickt, bei manchen Zeichen des Anfängers doch einen großen Reiz hat. Hart hat den Dichter gar gleich mit dem jungen Kleist verglichen; ob das zutrifft, wird man abwarten müssen. Man wird erst sehen, ob er überhaupt noch ein anderes Stück im Leibe hat. Dieses aber ist ihm aus dem Herzen geschritten, das fühlt man überall. Er hat es schreiben müssen, es war für ihn notwendig, und gewiß hat er empfunden, daß es auch für die Welt notwendig war. Gewiß hat er empfunden, daß die Welt auf dieses Stück gewartet hat. Er hat es nicht gesucht, es hat sich ihm aufgedrängt. Er hat nicht begreifen können, daß es noch kein anderer geschrieben hat, und so hat endlich er es geschrieben. Dann aber wirkt es auch als Dokument. Denn hier explodiert ja nicht bloß dieser eine preußische Offizier, sondern man spürt daran, wie stark es gerade die besten preußischen Offiziere jetzt nach solcher Explosion verlangt. Ihr innerer Zustand ist unerträglich, denn sie verbringen ihr Leben mit Vorübungen. Immer müssen sie sich aufpassen, auf den großen Augenblick. Aber er kommt nicht. Immer stehen sie bereit. Aber man läßt sie stehen. Immer sind sie geladen. Aber noch immer dürfen sie sich nicht entladen. „Mein Vater“, läßt Herr v. Urruh einen seiner Offiziere klagend, „mein Vater hatte in meinem Alter zwei Feldzüge hinter sich, mein Großvater mit vierundzwanzig Jahren eine Compagnie, mein Urgroßvater mit siebzehn Jahren den Pour le mérite, den höchsten Orden — ein Held mit siebzehn Jahren, ein Held! Und ich? Wofür trag ich den Stock? Wofür überhaupt leb ich? Kenne vom Dienst alle Schikanen und Tricks! Das heißt Soldat sein!“ So empfinden es alle. Sie sind erzogen, ihre Kraft dem Vaterland darzubringen; darauf ist ihr Leben eingestellt. Kommt es nicht dazu, so sind sie um sich selbst betrogen. Wer in Kriegszeiten allein sich bewahren, den Sinn seines Lebens erfüllen kann, wird in Friedenszeiten sich selber zur Karikatur. Jeder fordert in der Welt einen Platz, an dem er notwendig ist, von dem aus er wirken kann. Erzieht man einen dazu, daß er nur im Krieg notwendig, im Frieden aber unnütz ist, so muß er den Krieg fordern; er hat damit, von sich aus, ganz recht, denn ihn entwertet ja der Friede. Je tüchtiger der Offizier, je mehr es ihm

erst mit seiner Pflicht, je mehr er geistig und sittlich von seinem Beruf durchdrungen ist, so daß er ihn als sein Schicksal empfindet, desto heftiger muß er sich einer Zeit widersetzen, die es darauf anlegt, aus seinem Leben einen Sertum zu machen. Der brave Bürger, der, wie Marx einmal gesagt hat, aus Einerseits und Andererseits besteht, hält den Offizier für notwendig, aber doch eigentlich bloß zur Bewachung des Friedens. Wer sich aber als Offizier fühlt, dankt dafür, als Schutzmann an der Ede des Vaterlandes zu stehen. Er will den Krieg, denn er braucht den Krieg, weil sich im Krieg erst zeigen wird, was an ihm ist; wie sich in der Bühnenaufführung erst zeigt, was an einem Schauspieler ist, dem es deshalb auch nicht genügen kann, immer bloß zu proben. Man stelle sich nur in irgend einem anderen Beruf einen Menschen dazu verdammt vor, seine Kraft täglich an ein Werk zu setzen, von dem dann kein Gebrauch gemacht wird; einer wäre verurteilt, den ganzen Tag Münzen zu prägen, die dann aber sogleich wieder vernichtet würden. Dabei stimmt der Vergleich noch nicht einmal, denn der könnte ja wenigstens wirklich prägen und hätte so doch die Lust an seinem freilich unnützen Tun, während der Offizier zu seinem Tun ja gar nicht kommt, sondern ewig einer bleibt, der sich ansieht, während er rings um sich alle bemüht sieht, das, wozu er sich ansieht, mit allen Mitteln zu verhindern. Eine rein tragische Situation von großer Komik. Kein Volk will den Krieg, aber jedes hält sich einen Stand, dessen Angehörige den Krieg brauchen, wenn für ihr Gefühl nicht ihr ganzes Leben vergeudet sein soll.

Von diesem Stand geht ein Wille zum Krieg aus. Soll der Krieg also vermieden werden, so muß sich diesem Willen zum Kriege ein Wille zum Frieden von derselben Kraft widersetzen. Daran aber fehlt's. Die Kriegslust ist aktiv, ihre Gegner passiv. Wer sich friedlich gesinnt weiß, glaubt damit alles getan. Aber gegen ein kräftiges Ja richtet das bloße Nein nichts aus. Kein Nein hat die Kraft, ein Ja zu überwinden; diese Kraft hat nur wieder ein anderes, gleich lebendiges, gleich aggressives Ja. So haben die Friedlichen unter uns ein ganz schlechtes Verhältnis zu den Kriegertischen. Diesen ist der Krieg Lebensbedürfnis, Lebensgefühl, Lebensinhalt, Weltanschauung, ja Religion, etwas, was den ganzen Menschen verlangt und den ganzen Menschen erfüllt. Was stellen ihm die Friedlichen entgegen? Sie ziehen es vor, untrügerisch zu sein; wodurch denn bloß die Welt um ein Ideal oder, wenn man das Wort zu stark findet, doch jedenfalls um etwas Positives, um eine Wirklichkeit ärmer würde.

In jungen Jahren war mein Hauptvergnügen, da ich ein richtiger Obersterreicher bin, zu rausen. Es wurde mir verboten. Das half nichts, ich ließ mir meine Lust nicht nehmen. Ich wurde nun bestraft. Das half auch nichts. Ich fing an, abzuwägen: die Lust, einen an-

zupacken und niederzumachen, mit der Unlust, bestraft zu werden; es ergab sich ein Ueberschuß an jener Lust, und so fuhr ich fort, die Welt anzurempeln. Ich finde heute noch, daß ich recht hatte, damals. Erst viel später begab es sich zufällig, daß ich eine neue Lust kennen lernte, die nämlich, schwachen Menschen mit meiner Kraft auszuweichen. Da geriet jene nun allmählich in Vergessenheit, diese war stärker; ich hatte nicht mehr nötig, zu rausen, so ließ ich es. Im großen ist es nicht anders. Kritik, Verbot, Negation ist stets ohnmächtig. Tun wird nur durch Tun widerlegt. Es hilft uns nichts, das Böse zu verneinen; gegen das Böse hilft uns nur, die Welt so mit Gutem anzufüllen, daß schließlich das Böse keinen Platz mehr hat. Und so hilft es uns nichts, den Krieg zu befehlen; vor dem Krieg schützt uns nur ein Verhältnis der Nationen, in dem sie sich zusammenwirkend alle wohler fühlen als auseinanderstrebend. Die Kriegslust kann nur von ether ebenso beherzten, ebenso zuverlässlichen, ebenso tätigen und noch stärkeren Friedenslust überwunden werden, die sich nicht bloß abwehrend, sondern produktiv verhält, den ganzen Menschen durchwirkt und ihm zur Leidenschaft wird. Daran fehlt's. Selbst der bloße Begriff einer solchen schöpferischen, angreifenden, heroischen Friedlichkeit fehlt uns. Er fehlt sogar den Uebersetzern der Bergpredigt. Luther übersetzt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ In einer alten katholischen Bibel heißt es: „Selig sind die Friedfertigen.“ Und bei Weizsäcker: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Söhne heißen.“ Im griechischen Text aber steht: *μακάριοι οἱ εὐφρονοῦντες*. Das ist ein ganz anderes Wort: *εὐφρονοῦντες*, das heißt: die Friedens-täter. Gegen die Gewalttat wird hier die Friedens-tat angerufen. Tat gegen Tat gestellt, Kraft gegen Kraft geführt. „Friedfertig“, „friedsam“, damit wird ein Gemütszustand ausgedrückt, und unwillkürlich denken wir dabei an Schwäche, an ein bloß leidendes Verhalten. Der Evangelist spricht anders, er will, daß der Friede getan werde, er ruft unseren Willen an, er fordert uns zum Handeln auf. Friedfertig ist, wer Frieden haben will. Der Evangelist aber meint den, der die Kraft hat, Frieden zu schaffen. Und das ist es, was wir brauchen. Nicht untrügerische Menschen, sondern Friedens-täter.

Untrügerische Menschen haben wir die Menge. Und wenn sie nun die Berta v. Suttner an der Arbeit sehen, sagen sie: „Das wissen wir ja schon, es ist immer wieder dasselbe!“ Nein, das wißt ihr nicht, ihr wißt es noch immer nicht! Und es ist gar nicht dasselbe! Ihr habt Angst vor dem Krieg. Angst ist keine Weltanschauung. Angst schafft nichts, Angst ist leer, Angst duckt sich und läßt geschehen. Die Suttner aber hat Mut. Sie traut sich zu, die Lebensart der Menschheit umzuformen. Sie will, daß die Welt, die bisher den Gewalttätern gehörte, fortan

¹⁾ Buchensgabe bei Erich Reiß, Berlin.

schöner geworden, obwohl ich den wilden Bart mit habe abschneiden lassen, damit ich unkenntlich wäre bei der Heimkehr. Und doch hat mich, als ich an der Schmiede vorbeiging, der Matteo, der aus der Schenke kam, so eigen angeblickt, als traue er seinen Augen nicht, ob ich wäre oder nicht, und wenn es auskommt, bin ich meines Lebens noch jetzt nicht sicher, denn die Justiz hat ein langes Gedächtnis. Heute Nacht aber wird sie mich wohl schlafen lassen, denn ich bin müde — die Reise war lang — doch habe ich sie jetzt zum letztenmal gemacht.“

Er ließ sich auf den Stuhl am Tisch nieder, wo sein Weis gegessen hatte, nahm das Röschchen in die Hand, in dem noch die Nadel steckte, und sagte: „Das gehört wohl der Ninetta, die wird inzwischen gewachsen sein. Wie oft hab' ich hergedacht, wenn ich so allein in meiner Kammer saß, müde von der Arbeit, und trank mein schlechtes Bier, denn der Wein dort jenseits der Berge ist zu teuer. Gib mir einen Tropfen von unserem, Frau. Am Wein erkennt man erst, daß man zu Hause ist.“

Sie fuhr aus ihrer Betäubung durch Freude und Ueberraschung in die Höhe und rief: „O, Battista, du wirst auch hungrig sein, und ich sitze hier und denk' an nichts, als daß du wiedergekommen bist. Ich habe leider nichts als ein bißchen Brot und ein Stück Käse und Polenta, aber Wein ist noch im Krüge. Bleib sitzen, ich bringe alles.“

Damit lief sie zu dem Schränkchen, worin sie ihre Proviant aufbewahrt, nahm alles, was sie fand, heraus und stellte es vor ihn auf den Tisch, blieb aber, während er begierig zugriff, ihm gegenüber stehen.

„Mein,“ sagte er, „setz dich zu mir, ich muß dir erzählen. Wie es bei Euch zugegangen, weiß ich alles. Gevatter Pieranton hat mir berichtet, er ist der einzige, dem ich anvertraut habe, wo ich mich aufhielt, da schrieb er mir alle paar Monate, und ich war ruhig, daß dir's an nichts fehlte, daß die vom Schloßchen für dich sorgten. Da hatt' ich dir kein Geld zu schicken brauchen und hab' es doch getan. Du solltest nicht von der Gnade dieser — dieser hochmütigen Sippschaft leben, und ich hatt' es ja auch. Du mußt wissen, die Arbeit am Tunnel hab' ich aufgegeben, sie war mir zu schlecht, und ich hatte ja als Maurer gelernt. Und da bekam ich Arbeit an einem großen Bau in Berna, das ist eine schöne reiche Stadt in der Schweiz, und weil ich fleißig war und geschickt und mich ordentlich hielt, fand der Bauherr Gefallen an mir und erhöhte meinen Lohn und seit diesem Sommer hat er mich zum Volier angenommen. Jetzt bekomme ich so viel, daß ich meine Familie erhalten kann, und dachte: nun gehst du und holst die Frau und die Kinder. Da war aber noch — der Bankrott, den um mich zu sehen, hatt' ich nicht übers Herz gebracht, und schlug mir's also aus dem Sinn, so leid mir's war. Bis ich dann einen Brief bekam vom Gevatter: sein Vater habe ihn zu sich genommen und wolle ihn zu seinem Erben machen. Nun war das Hindernis aus dem Wege, und sobald die Arbeit ruhen mußte, weil Frostwetter eintrat, habe ich mich von meinem Meister verabschiedet, um hier in Person alles mit dir zu besprechen. Denn über den Winter mußt du freilich noch bleiben, da du erst Haus und Feld ver-

kaufen sollst, wobei Gevatter Pieranton dir an die Hand gehen wird, um dann, wenn das Frühjahr kommt, aufzubrechen, und ich reise euch bis Florenz entgegen. Jetzt aber kann ich nur bis morgen abends bleiben, wer weiß, wach eine Lücke geschieht, und ich werde erkannt und alles ist umsonst. Aber laß mich jetzt zu Bette gehen und erst noch die Kinder sehen — ich will sie nicht wecken, morgen ist auch ein Tag.“

Er ergriff die Lampe und schritt ihr voran, die schmale Treppe hinauf, die zu den beiden oberen Kammern führte. Die eine war das Schlafgemach des Ehepaars gewesen, in der anderen standen die Betten der Kinder, bis die Rosa mit dem Kleinen in das Herrenhaus übersiedelt war. Als der Vater zu den beiden Mädchen hineintrat, hielt er die Hand schützend vor die Flamme und ging auf den Betten zu den beiden Betten. Da stand er lange in seltsamer Bewegung, da er die eigenen Kinder nicht wiedererkannte, küßte sie aber nicht, sondern strich ihnen nur sanft über die braunen Köpfe, etwas murmelnd, das wie ein Segensspruch klang. Dann ging er ebenso sacht in das Nebengemach und stellte die Lampe auf die Kommode gegenüber dem aufgeschlagenen Bett, in dem so lange nur die Frau geschlafen hatte.

Diese war ihm stumm und schüchtern gefolgt und stand nun regungslos, während er anfang, sich auszukleiden. Ein herber Kummer bedrückte sie. Ihr Mann hatte außer jenem ersten Händedruck ihr keine Zärtlichkeit gegönnt, sie war noch immer von ihm verstoßen, obwohl sie äußerlich in Frieden neben ihm leben sollte.

„Wenn ich dir nichts mehr tun kann, Battista,“ sagte sie endlich mit bebender Stimme, „so sage ich dir gute Nacht und will mich zurückziehen.“

„Wohin willst du?“ brauste er auf. „Mich bei den Kindern betten. Du hast das Bett ja nötiger als ich. Ich schlafe bei der Vena.“

Er sah in stiller Bewegung das arme, schone Weib an, das so viel gelitten hatte.

„Komm!“ sagte er. „Sei keine Törlin. Was kannst du dafür, daß man dich von mir gerissen hat? Du aber hast lange genug gebüßt für eine fremde Schuld. Nun hol' ich dich mir wieder, und wir fangen unsere Ehe von neuem an.“

Am Abend des nächsten Tages schritt der Verfehmte hinter den Häusern des Dorfes, da er noch immer die Erkennung fürchtete, dem Deswalde zu, nach der Straße, die zur Bahnstation führte.

Der Tag war in mancherlei freudigen Aufregungen vergangen. Erst in der Früh das Wiedersehen mit den Kindern, die heute aus der Schule wegblieben, teils um in der kurzen Zeit immer beim Vater zu sein, teils um sich nicht zu verplaudern, der Babbo sei zurückgekehrt. Dann hatte Drjola den Gevatter holen müssen, und es war ein langer Rat gepflogen worden, wie alles bis zur Abreise der Familie gehalten werden sollte. Der wackere Freund, der beträchtlich älter war als Battista, war dann zum Herrenhause hinausgegangen, Rosa heimlich zu benachrichtigen, daß der Vater sie unten erwarte. Der Giovannino hatte sie begleiten wollen, aber zurückbleiben

müssen, um das Glück dieses kurzen Tages den beiden Wiedervereinigten nicht zu trüben.

Dann hatte man sich getrennt mit der Hoffnung auf ein neues Glück in der Fremde.

Als der Wandernde das Wäldchen erreicht hatte, küßte er den schweren Mantel, da er hier eine Erkennung nicht mehr zu fürchten hatte, und schritt in ruhiger Heiterkeit dahin, die guten Stunden dieses Tages noch einmal sich zurückrufend. Da hörte er plötzlich Hufschlag sich entgegenkommen und sah in der Dämmerung einen Reiter hoch zu Pferde, den er sofort erkannte.

Graf Carlo hatte wieder einmal einen weiten Ritt gemacht, um sich für die Nacht einen besseren Schlaf zu verschaffen, an dem er häufig Mangel litt. Er hatte das Haupt auf die Brust gesenkt und überließ in seinem dumpfen Brüten die Fügung dem ermüdeten Tier, das im Schritt den breiten Weg verfolgte. Als es des entgegenkommenden Wanderers ansichtig wurde, wieherte es hell auf und wedte seinen Herrn.

Im Augenblick hatte dieser den anderen erkannt, und unwillkürlich gab er dem Pferde die Sporen, um an ihm vorüberzureiten. Battista aber trat ihm in den Weg und griff dem sich aufbläuhenden Tier in die Fügeln.

„Verzeihung, Eccellenza!“ rief er ihm zu in gelassenem Ton, in dem aber die verhaltene Erregung zitterte, „alle Bekannte gehen doch nicht ohne Begrüßung aneinander vorüber, zumal für einen Schuldner, wie Ihr, gebührt sich's, vor dem Gläubiger den Hut zu lüften. Oder versteht ein schlechter Bauer sich etwa nicht auf das, was bei vornehmen Herren Sitte ist?“

Den Anderen, so wenig es ihm an Mut fehlte, hatte es seltsam überhäuert, als die Stimme zu ihm hinaufklang. Mehr aber aus Verlegenheit, wie er sich benehmen sollte, hob er nur die Reitpeitsche, um durch einen Schlag auf den Hals des Pferdes ihm zu Hilfe zu kommen, die Hand des Mannes abzuschütteln. Da blühte ihm der Wank Lauf eines kleinen Revolvers entgegen, den Battista rasch aus der Tasche gezogen hatte.

„Schlagt nur zu, Herr Graf!“ rief er, auf den Anderen anlegend. „Mich dünkt aber, das Spiel ist ungleich. Es bräuhete mir keine Ehre, es zu gewinnen. Auch fällt mir ein, daß ich kein Recht habe, nach so langer Zeit meine Rache zu nehmen. Ich selbst habe eine Todesünde begangen, indem ich Blut vergoß und mich an einer unschuldigen Seele verging. Ein Mörder taugt nicht zum Richter und Rächer, und so will ich Euch begnadigen, Eccellenza. Reitet heim und versucht, ob Ihr diese Nacht ruhig schlafen könnt, da Ihr von Eurem Todfeinde Großmut erfahren habt, und wenn Ihr die Barmherzigkeit Gottes verdienen wollt, so macht an dem Kinde gut, was Ihr an seiner Mutter verbrochen habt. Wir Zwei sind fertig miteinander, bis wir vor dem ewigen Richter uns wiedersehen, von dem wir erfahren wollen, wer von uns beiden der größere Sünder sei. Gute Nacht, Herr Graf!“

Er gab das Pferd frei, das mit einem großen Sah an ihm vorüberstieß, und küßte den Hut, mit einem höhnischen Lächeln ihm nachblickend, während auch der Reiter unwillkürlich den Rand seines Hutes berührte. Dann verklang der Hufschlag unter den Zweigen des dunklen Olivenhains.

den Friedenskütern gehören soll. Ihr stellt der Gewalt nur eure Schwäche gegenüber, sie setzt eine neue Kraft gegen die alte. Ihr seid hilflos, sie will helfen. Ihr wagt nichts, sie wagt es, die Leidenschaft der Menschheit, die ihr austrocknen wollt, angefaßt auf ein höheres Ziel zu richten.

Sie hat nun wieder einen neuen Roman geschrieben, einen „Roman aus der nächsten Zukunft“: „Der Menschheit Hochgedanken.“ Die meisten heutigen Romane sagen nichts, aber mit außerordentlicher Kunst. Bei ihr ist es umgekehrt. Will man sie literarisch unterbringen, so müßte man etwa zu den großen Romanen Gustows zurückgehen. Sie wirkt unmittelbar, ihr Buch wirkt dadurch, daß es sie enthält. Es kommt ihr offenbar gar nicht so sehr darauf an, irgend etwas zu gestalten, es kommt ihr weder auf die Handlung, noch auf die Zeichnung, nicht einmal auf die Prägung ihrer Gedanken an. Wie es Menschen gibt, die durch die Gewalt ihres Willens, durch die Beredsamkeit ihrer Gebärden so stark auf uns wirken, daß wir sie verstehen und empfinden, bevor sie noch sprechen, die uns zu trösten, zu ermutigen, zu beglücken wissen, bloß dadurch, daß sie vorhanden sind, so teilt sich uns aus diesem Buche die belebende Gegenwart einer großgesinnten, unverzagten, jener Goethe'schen Weltfrömmigkeit ergebenden Natur mit. Es ist ein wärmendes Buch und läßt uns hell empfinden, was wir an dieser tapferen, vertrauensvollen, unverbesserlichen Idealistin haben.

Ein neues Buch von Oskar Blumenthal.

(Oskar Blumenthal: „Wellenringe“. Verlag von Georg Sitt, Berlin.)

In wenigen Tagen wird Oskar Blumenthal gute Miene zum bösen Gralantenspiel machen müssen. Es gilt, um es möglichst glimpflich und schmerzlos auszudrücken, den zweiten dreißigsten Geburtstag dieses überzeugten, erbitterten und gesinnungstreuen Gegners des Alters in herkömmlicher Weise zu feiern. Der Dichter hat schon vor geraumer Zeit in seiner prächtigen, witzbewehrten Art präliedert und hat sich mit einem förmlichen Stachelkraut aller Humore und Ironien umgeben, um seinen Verehrern die Sache möglichst schwer zu machen. Er hat auf die gutgemeinten Festworte verzichtet, die er als Teilzahlungen auf den Nekrolog bezeichnet, hat das vielgepriesene Buch der Erinnerung einen zerlesenen Bibliothekband mit gelben Blättern und häßlichen Stockflecken gescholten, der für ihn einen widrigen Staubgeruch ausströme. Er hat von den Winterrosen, die dornenlos unter dem Schnee blühen, behauptet, daß sie keinen Duft haben,

und das gütige Schicksal angefleht, es möge ihn davor bewahren, daß ihn ein überschwinglicher Freund jemals Altmeister nenne. Denn das sei ein Ehrentitel von enthauptender Wirkung. Mit gewinnender Herzlichkeit versichert der Dichter schließlich, daß alle Lobredner des Alters ihn nur von der Tatsache überzeugt hätten, es müsse eine schöne Empfindung sein, wenn man aufrecht, lebensfrisch und rüstig den sechzigsten Geburtstag — eines andern feiert. Den Ausruf, welcher diese und andere Boshheiten gegen die leider übermächtige und unangreifbare Kalenderwahrheit enthält, betitelt Blumenthal „Melancholien eines Sechzigers“ und stellt ihn mit klug berechnendem Vorbedacht an die Spitze seines neuen Buches. Das nimmt sich dann wie die weißbeputete Allongeperücke aus, die sich auf der Redoute die in üppiger Jugend prangende verführerische Ballschönheit aufsetzt, um des pikanten Kontrastes sicher auf neue Eroberungen und neue Siege auszugehen.

Nein, Altmeister wollen wir Oskar Blumenthal nicht nennen. Diese Konzeption an seinen guten und sicheren Geschmack sei gerne gewährt; aber dafür soll er uns nicht zu viel zumuten und mit gut gespielter Welterschmerzlichkeit es das Schicksal des alternen Schriftstellers nennen, daß er einen Weg zum erstenmal zu wandeln meine und plötzlich seine eigenen Fußstapfen im Sande finde. Man schleicht sich selbst nach und man weiß es nicht einmal — denn der Selbstwiederholung haben auch die reichsten Geister im Alter nicht entinnen können. Es ist ein mißliches Aeltergeheimnis, das ich verrate — aber die Wahrheit verlangt's. Gerade dieser Gefahr der Zwangsanleihen an sich selbst ist Blumenthal zeitlebens immer entgangen, und es ist das Hauptmerkmal seiner literarischen Produktion, daß ihm der Tag, die Stunde stets neues Material zutragen scheint, mit dessen Verarbeitung er kaum zu fande kommt. Altmeister nicht, das hat etwas Docierendes, etwas Kathederhaftes und der Vorstellung von dem vielgeliebten und vielgeehrten Lehrer vermag man bei diesem Worte nicht zu entinnen, zu dessen Füßen eine geduldige Hörerschaft Platz genommen hat. Und gerade diese Position gegenüber seinen Lesern hat Blumenthal immer mit sicherem Taktgefühl abgelehnt. Man sieht nicht zu seinen Füßen, wenn man ihm zuhört, sondern er ist mitten unter uns. Auch dort, wo sich der Gedanke nicht abweisen läßt, daß ein Professor der höheren Lebenskunst, ein Gelehrter des verfeinerten Lebensgenusses sich vernehmen läßt, ist der Hörer ein wohlig und vornehm ausgestatteter Salon. Das Pulz des Vortragenden ist rosenumtaukt, und die ihm laufenden, vergessenen das Nachschreiben, lassen die Hände in den Schoß sinken, um die Lehre dieses feinen Kenners und Genießers in sich aufzunehmen. Die literarische Lebensbejahung, der hon sans, der vor aller Verfliegenheit und leider so zeitgemäßen

Uebertreibungszucht zurückzuehrt, der in sich selbst die Richtschnur findet und reaktionärem und himmelstürmendem Snobismus gleich abhold ist, das alles hat Oskar Blumenthal zu einem der Lieblinge des deutschen Lesepublikums gemacht; sogar in Fachkreisen hat man ihm gleich zwei Todesünden auf einmal verziehen. Es hat Blumenthal nicht wesentlich geschadet, daß er immer amüfant ist und daß ihm der große Publikumserfolg mit seltener Nachhaltigkeit treu blieb.

Das neue Buch Oskar Blumenthals vereinigt eine lange Reihe von Aufsätzen, von denen ein guter Teil zu unserer besonderen Freude zum erstenmal in unserem Blatt erschienen ist. Der flattliche Band erlaubt aber wiederum, sich der Vielfältigkeit dieser literarischen Verbindung zu erfreuen, die sich durchaus nicht in Saloncauserie zur Winterszeit und in herzlich empfundenen Uelaubstimmungen erschöpft. Der Literaturkritiker und der viel-erfahrene und vielbenährte Bühnenfachmann kommen geistvoll zu Wort, und besonders erquicklich mutet es an, wie Blumenthal es versteht, sich mit intuitiver Feinsichtigkeit in das Seelenleben eines Menschen zu vertiefen. Dieser freitbare Frauenkenner und Frauenspötter, der als der Weisheit letzten Schluß verkündet, man möge immerhin der Sklave einer Frau sein, wenn man nur der Herr seiner selbst bleibe, beweist eine getragene weibliche Zartheit, wenn er mit behutamen Fingern in dem Lebensbuch einer wirklich wertvollen und in sich gefestigten Persönlichkeit blättert. Da findet sich in dem neuen Blumenthal-Buch ein Aufsatz über die Lebens-erinnerungen Hedwig v. Bismarcks, „Tante Bechens“, wie die alte Dame von ihren Vertrauten genannt wurde. Diese Jugendgepieltin des großen Kanzlers hat als Fünf-undneunzigjährige ihre Memoiren erscheinen lassen. Wie hübsch und anmutend klingt es, wenn Blumenthal meint, die Greisin habe lange und vorzüglich geögert, ehe sie uns zu Vertrauten ihrer Erlebnisse gemacht habe. Nach Haus- frauenart, sagt er mit lebenswürdigem Scherz, habe sie ihre Aufzeichnungen viele Sommer hindurch Angemottet. Aber dann entwirft er an der Hand des Buches mit wenigen kräftigen Strichen das Lebensbild dieser Frau, die ein typisches Beispiel für jenes Heldentum der Bescheidenheit bilde, das sich im selbstgewählten Schatten neben einem großen Ruhm schweigend verbergen hält. Darin liegt der menschliche Wert des Buches, schließt der ergreifende Aufsatz, das eine Greisin, die vor dem Denkmal des Fürsten Bismarck steht, mit zitternden Händen nur an die unterste Stufe des Sockels lehnen will.

Nicht umsonst ist Oskar Blumenthal so etwas wie ein Austauschschriststeller zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich. Es hat seinen guten Grund, daß er einen Teil des Jahres die oberösterreichische Fühl der Spree vorzieht und auf seinen Wanderungen durch den

*) Verlag der „Friedenswarte“, Berlin-Wien-Verlags.